

Nr. 300. Bromberg, den 31. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von **Hans Dominik.**

(13. Fortsetzung.) ———

Der Briefträger, der sich nicht oft auf den Wilden Rain verirrte, hatte heut gleich zwei Briefe auf einmal gebracht. Der eine von Anne gab Georg die ersehnte Aufklärung. Was sie da schrieb, enthielt zwar eine Häufung von eigenartigen Zufällen, war aber durchaus überzeugend. Dieses Zusammentreffen mit Dale war jedenfalls am merkwürdigsten. Er wollte erst einmal den zweiten Brief, der von Tante Mila kam, lesen, ehe er sich Annes Brief noch einmal vornahm.

Der Brief der Tante Mila war doppelt frankiert. Georg riß ihn auf. Er enthielt außer einem kurzen Begleitschreiben der Tante einen Brief seines Halbbruders Jan Valverde an diese und einen an ihn.

Tante Milas Brief war nur kurz und verwies in der Hauptsache auf die anderen Schreiben. Was Georg aus dem Inhalt des Briefes von Tante Mila entnehmen mußte, betrübte und erschütterte ihn. Was hatte sie an Jan geschrieben . . .? Ihr Leiden stark verschlimmert . . . Der Arzt ohne Hoffnung, mit einem plötzlichen baldigen Ende zu rechnen . . .

Gewiß, er wußte, daß Tante Mila leidend war, aber daß es so mit ihr stand, hatte er nicht geahnt . . . Und was hatte sie weiter geschrieben . . .? Jan gebeten, sich Georgs anzunehmen, wenn sie nicht mehr wäre. Sie mußte anscheinend viel von seinen Arbeiten und seinem Unglück in Neustadt erzählt haben . .

Die beste Aufklärung würde ihm wohl der andere Brief geben, der direkt an ihn gerichtet war. Er schnitt ihn auf. Es war ein langes Schreiben, in dem Jan ihn und Marian in der herzlichsten Weise einlud, zu ihm zu kommen.

Er rief Marian herein und gab dem das Schreiben. Während der las, gingen die Gedanken Georgs zurück in seine Jugendzeit zu den gemeinsam mit Jan verlebten Jahren. Jan Valverde war der Sohn seiner Mutter aus ihrer ersten Ehe. Das Verhältnis zwischen Jan und seinem Stiefvater Astenryk war nie besonders herzlich gewesen. Nach Georgs Geburt wurde es direkt kalt. Das hatte sich auch auf die Beziehungen Georgs zu dem zehn Jahre älteren Halbbruder ausgewirkt.

Als dann Jan nach seinem Selbstmordversuch Neustadt verließ und nach Australien auswanderte, waren nur noch selten Briefe zwischen den beiden gewechselt worden. Von allen Verwandten war es Tante Mila, die Schwester des alten Astenryk, mit der Jan immer am besten gestanden hatte und mit der er auch nach seiner Auswanderung in ständigem Briefwechsel blieb. Näheres über Jans Leben in Australien hatte Georg eigentlich nur durch Tante Mila erfahren. Der hatte mit seinem väterlichen Erbteil eine Farm in Neusüdwales erworben und schlug sich schlecht und recht als Farmer und Viehzüchter durch. —

„Was hältst du davon, Marian? Du kennst ja Jan ebenso gut wie ich."

Marian sah nachdenklich vor sich hin. „Wenn ich dir raten darf, so möchte ich ohne weiteres sagen: Nimm das Anerbieten Jans an. Bedenke, daß wir im Winter kaum hier oben hausen können. Wo wirst du in München eine Wohnung und Raum für ein Laboratorium finden? Wenn nun gar, was Gott verhüte, die Tante unversehens stirbt, gäbe es ja überhaupt keine Möglichkeit, deine Arbeit fortzusetzen. Wir müßten uns trennen, müßten jeder versuchen, eine Stellung zu finden, die uns Brot gibt . . . mir scheint die beste, die einzige Lösung, Jans Einladung zu folgen. Dein Bruder schreibt, wir könnten auf seiner Farm wohnen. Alles, was du nötig hast könntest du bequem in der nächsten Stadt kaufen . . .

Und was auch zu bedenken ist . . . wir wären aus der ewigen Unsicherheit hier heraus. Daß es Jan mit seinem Anerbieten wirklich offen und herzlich meint, geht doch daraus hervor, daß er das Reisegeld für uns beide für alle Fälle auf die Bank in München überweisen wird."

„Ja, lieber Marian, was du da sagst, hat manches für sich. Aber so leicht möchte ich mich doch nicht zu diesem Schritt entschließen. Die gute Tante, die alte treue Seele! Sie hat noch über ihren Tod hinaus für mich sorgen wollen, und ich bin ihr doch wirklich schon für das, was sie jetzt an mir tut, tiefsten Dank schuldig." Leicht ist es mir nicht geworden, das alles anzunehmen, setzte er für sich hinzu, dachte dann weiter: Soll ich nochmals Erfinderehrgeiz über Mannesselbstgefühl siegen lassen? Nein und nochmals nein!

Er drehte sich um und ging zur Tür. Rief Marian zu: „Ich will mal 'rauf zur Hohen Alm gehen, ob die alte Katrin frische Butter hat."

Er verließ die Hütte und schlug den Weg zur Hohen Alm ein. Was er da eben zu Marian von der Butter gesagt hatte, war nur eine Ausrede. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken. Das Anerbieten Jans, so gut es auch gemeint war, konnte, durfte er nicht annehmen. Sein Unabhängigkeitsgefühl sträubte sich dagegen in stärkstem Maße. Wozu hatte er studiert, gute Examina gemacht?

Es würde ihm sicherlich nicht schwerfallen, eine angemessene Stellung zu finden. Gewiß, dann blieben ihm für die Beschäftigung mit seinen Problemen nur die Mußestunden. Aber was würde es schaden, wenn er seine Erfindung Monate . . . vielleicht Jahre später machte, dafür aber von dem drückenden Bewußtsein freikam, von der Wohltätigkeit anderer zu leben.

Aber . . . neue Gedanken, im Laufe der letzten Wochen erst entstanden . . . hemmten ihn doch, ohne weiteres einen festen Entschluß zu fassen. Die Arbeiten an dem Verstärker waren in der letzten Zeit recht erfolgreich gewesen. Mit anderen neuen Schaltungen hatte er viel bessere Wirkungen erreicht als bisher. Wenn er jetzt die Arbeiten an der Diamantensynthese, denen er sich mit größter Intensität gewidmet hatte, beiseiteließ, wenn er jetzt alle Kräfte an die weitere Vervollkommnung des Verstärkers setzte, würde er vielleicht Resultate erzielen, die . . .

Jene Ideen, die ihn überkamen, als er von Algermissens Künsten gelesen, die noch lebendiger wurden, als es

ihm gelungen war, den Verstärker zu rekonstruieren und in Tätigkeit zu setzen, hatten ihn gerade in der letzten Zeit fast Tag und Nacht beschäftigt. Ideen, die, verwirklicht, von allergrößter . . . vielleicht weltgeschichtlicher Bedeutung sein konnten. —

Was ihm da Major Dale über die Machtprobleme im Fernen Osten gesagt, hatte er in stillen Stunden weiter durchdacht, alles, was darüber in der Presse veröffentlicht wurde, mit größtem Interesse verfolgt. Die drohenden Kämpfe um die Herrschaft des Stillen Ozeans mußten für die weiße Rasse von einer Bedeutung werden, die für Jahrzehnte . . . vielleicht Jahrhunderte, ihre Entwicklung, ihr Schicksal bestimmte. —

Sein Verstärker, so entwickelt, wie er es träumte, konnte da ein Machtmittel von größter, ja vielleicht von ausschlaggebender Bedeutung werden . . . und diese Gedanken waren es, die ihn hemmten, Jans Einladung, so wie er es im ersten Augenblick vorgehabt hatte, auszuschlagen.

In seinen Gedanken war er von dem Weg, der zur Hohen Alm führte, abgewichen, war zu der Schlucht gelangt, durch die der Wildbach rauschte. Im Schatten einer überhängenden Tanne ließ er sich auf einen Stein nieder. Die kühle Luft in der Schlucht strich ihm wohltuend um die erhitzten Schläfen. So saß er lange im Kampf seiner Gedanken. —

Immer stärker drängte sich ihm die Frage auf: Sollte er nicht all seinen Stolz, all sein Selbstbewußtsein hintansetzen gegenüber den größeren Möglichkeiten, Aufgaben, die sich ihm boten, aufdrängten . . . deren Lösung vielleicht ihm vom Schicksal bestimmt sein konnte. —

Ein lautes Krachen und Stürzen im Oberlauf der Schlucht schreckte ihn auf. Da mochten wohl ein paar Felsstücke oder ein unterhöhlter Hang in den Bach gestürzt sein.

Nach kurzer Zeit begannen die Wasser stärker zu rauschen. Eine trübe gelbe Flut wälzte sich über die Hindernisse hinweg, stürzte auf den leichten Steg zu, der unterhalb seines Platzes über den Bach führte. Die Stützen des Steges begannen zu schwanken, zu brechen. Dann war er von der gelben Flut verschlungen. —

Verschlungen von der gelben Flut die weißen Siedlungen dahinten im Fernen Osten, die die Brücke schlugen zwischen den weißen Kontinenten. —

Georg sprang auf. Nein! War das, was sein Auge da eben gesehen, ein Symbol künftigen Geschehens . . . er mußte es so betrachten, mußte sich freimachen von kleinlichem Denken, kleinlichem Tun gegenüber den großen kommenden Dingen. —

Als er eine Zeitlang später in die Hütte trat, sagte er kurz zu Marian: „Ich werde Jans Einladung folgen. Jetzt aber gib mir meine Handtasche! Ich fahre mit dem nächsten Zug nach München zu Tante Mila."

*

Das Nachtflugzeug Newyork—Tokio setzte auf. Garill Bruce, der Korrespondent der „New York Times", trat auf den festen Boden, streckte sich ein paarmal und ging dann eiligen Schrittes auf die Bar des Flughafens zu. Nach der langen Fahrt widmete er sich mit besonderer Liebe und Kennerschaft den mannigfachen Künsten des Barmixers.

Ein chinesisches Privatflugzeug zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Während er neugierig darauf zuschlenderte, entstiegen dem Flugzeug zwei Männer und wandten sich einer großen Limousine zu. Im Augenblick des Anfahrens machte der Motor einige Schwierigkeit, so daß Bruce einen Blick in das Wageninnere tun konnte, bevor der Wagen ins Rollen kam.

Im nächsten Augenblick schien der Korrespondent alle Wonnen der Bar vergessen zu haben. Er stürzte zu einem Taxi und ließ sich zum Telegraphenamt fahren. Mit hastiger Feder schrieb er eine Depesche an seine Zeitung: „General Jemitsu mit einem chinesischen Begleiter soeben in Tokio gelandet."

Mochten die Ätherverhältnisse in dieser Nacht besonders schlecht gewesen sein, das Telegramm erreichte Newyork erst am übernächsten Tag. Das war für Garill Bruce eine unangenehme Sache, denn der Chefredakteur der „New York Times" ließ sich durch nichts von seiner Überzeugung abbringen, daß Bruce das Telegramm zwar rechtzeitig geschrieben, aber dann über den Freuden des Barparadieses vergessen habe, es sofort abzusenden. Jedenfalls erreichte es Newyork eben zur selben Zeit, als auch die Tokioter Telegraphen-Agentur die Nachricht verbreitete, daß General Jemitsu nach Japan zurückgekehrt sei. Sie erregte in allen politischen Kreisen ein gewisses Aufsehen. Man hatte erleichtert aufgeatmet, als die Japanische Regierung den General kaltstellte und als der sogar Japan verließ.

Jemitsu stammte aus dem alten Geschlecht der Tokugawa. Mit seiner Beförderung zum General war er gleichzeitig Kriegsminister geworden. Als solcher hatte er es in kurzer Zeit verstanden, auf die auswärtige Politik Japans großen Einfluß zu gewinnen. Daß diese damit nicht in friedliche Bahnen gelenkt wurde, ergab sich aus der Person Jemitsus. Erfüllt von einer fanatischen Vaterlandsliebe und einem zähen, unbeugsamen Willen, kannte er nur das eine große Ziel: Weg mit der Herrschaft des angelsächsischen Blocks im Stillen Ozean!

Lange hatte damals die Japanische Regierung gezögert, Jemitsu auszuschiffen. Die Zahl seiner Anhänger im Volke war so groß, daß ein Sturz der Regierung die unbedingte Folge gewesen wäre.

Da legte Jemitsu eines Tages unter dem Druck seiner Ministerkollegen sein Amt nieder und erbat sich einen längeren Urlaub.

Wie natürlich knüpften sich allerhand Gerüchte an die Rückkehr Jemitsus. Man wußte ja schon lange, daß er ein eifriger Förderer eines chinesisch-japanischen Zusammengehens war. Aber man fand es doch recht auffällig, daß in seiner Begleitung fast ständig ein Chinese war, der ein Lama sein sollte. Woher dieser kam und wer es war, blieb unbekannt.

Jene Gerüchte hätten wohl eine gewisse Klärung erfahren, wenn etwas von dem Besuche Jemitsus und des Lama auf dem Weekendsitz des Ministerpräsidenten Okio in die Öffentlichkeit gedrungen wäre. Sofort nach ihrer Landung waren die beiden dorthin gefahren. Nach einer langen Unterredung hatte der Ministerpräsident auch den Minister des Auswärtigen Yeitoku und den Kriegsminister Tangu zu sich gebeten. Es war eine inhaltschwere Unterredung von größter Tragweite, die da gepflogen wurde.

Als lange nach Mitternacht Jemitsu den Landsitz Okios verließ, drückte er Turi Chan in freudiger Genugtuung die Hand.

„Der erste Schritt ist vollständig gelungen. Morgen werden wir weiterarbeiten."

„Ich denke, das Weitere wird ebenso gelingen. Um allen unnützen Fragen aus dem Wege zu gehen, will ich Japan verlassen. Morgen werde ich mit der gewöhnlichen Flugpost nach Europa reisen." —

Die Besorgnisse, die man wegen Jemitsus Rückkehr hegte, erwiesen sich schon bald als begründet. Der Umschwung der öffentlichen Meinung und auch der Japanischen Regierung in außenpolitischen Dingen war unverkennbar. —

Zwei Tage darauf landete bei Gartok ein Flugzeug. Turi Chan verließ es und begab sich ins Kloster. Ehe er am nächsten Morgen seine Reise fortsetzte, hatte er eine lange Unterredung mit seinem Stellvertreter. In deren Verlauf fragte er auch, ob Nachricht von Bruder Sifan ins Kloster gekommen wäre.

Die Züge des Priors zeigten Angst und Unruhe. Bald nach Sifans Abreise seien Hirten in das Kloster gekommen und hätten gesagt, ein Mönch läge tot in einer Felsschlucht. Er habe sofort mehrere Brüder ausgeschickt, um den Toten, der nur Sifan sein konnte, zu holen. Doch die hätten in der Schlucht außer einer großen Blutlache nichts von Sifan gesehen.

Der Abt runzelte die Stirn. Wie konnte das geschehen? dachte er. Wer sollte den Leichnam fortgebracht haben? Oder sollte Sifan gar nicht tot gewesen sein?

Noch lange nachdem der Prior gegangen war, beunruhigten den Abt diese Fragen. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu Sifan zurück.

Am nächsten Morgen verließ Turi Chan, in einen weiten Mantel gehüllt, das Kloster, und ging zum Flugzeug. Kaum hatte sich das in die Luft erhoben, so warf er den Mantel ab und stand da in modernster europäischer Kleidung. Als er in Odessa in das Postflugzeug umstieg, dachte wohl keiner der Mitreisenden im entferntesten daran, einen Lama vor sich zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

An das scheidende Jahr.

Mein ausgespieltes Jahr,
Schneewind durchrauscht dein Haar;
Nun gehst du fort bis an den Rand der Welt,
Ein junges Jahr hat scharf dir nachgestellt,
Und trägt wie du Schneewind im Haar,
Und Sterne so, wie deine Sterne klar.

Du lässest Dorf und Stadt.
Ach aller Uhren ist dein Herzschlag matt!
Die Bäume, die der Frost bereift,
Dein Tag- und Nächtewandel nicht mehr streift.
Von aller Frucht und Ernte bist du satt,
Die große Ernte dich geschnitten hat.

Du abgepflücktes Jahr,
Das lange köstlich, lange bitter war:
Da nun die Uhren mitternächtig schlagen,
Und Winterwinde dich zur Ruhe tragen,
Mein ausgelebtes Jahr, so sehr geliebt:

Das neue, das die neuen Schmerzen gibt,
Das neue, das die neue Lieb' entzündet,
Hat seine Zeit schon erzen angekündet —
Mein altes Jahr:
Fahr wohl auf immerdar!

Friedrich Schnack.

Was sie sich wünschten . . .

Die Silvesterträume unserer Großen . . .

Von M. A. v. Lütgendorff-München.

Millionen von Glückwünschen fliegen um die Jahreswende von Mensch zu Mensch, verwehen wieder und gehen so selten in Erfüllung. Und doch bringt jedes Jahr diese ungezählten Wünsche seit Jahrhunderten. „Ein gud selig Jahr", wünschte man einander schon im fünfzehnten Jahrhundert oder ein „gud heylig nuwe Jahr". — „Item ich wunsch Euch viel guter seliger neuer Johr und all den Eueren", schrieb Albrecht Dürer im Jahre 1506 von Venedig aus, wo er „Täfele" malte und sich so glücklich fühlte, weil ihm alle Welt — „außerhalb der Maler" — freundlich entgegenkam, an seinen Freund Pirkheimer. Und „Ein Glückselliges friedt und freudenreiches Neues Jahr!" wünschte Liselotte von der Pfalz ihren Freunden in die deutsche Heimat hinüber.

Friedrich der Große trug kein Verlangen nach Neujahrswünschen, aber sie wurden ihm nicht erspart, denn jedes Jahr mußte er zu den Festtagen sein stilles Potsdam verlassen, um in Berlin die großen Festlichkeiten mitzumachen und die Glückwünsche seiner Verwandten und des Hofstaates entgegenzunehmen sowie den Dank für die vielen kostbaren Neujahrsgeschenke, die er alljährlich austeilte. Seine eigenen Wünsche waren knapp und treffend. „Ihre Majestät lassen allen guten Offizieren vielmal zum Neuen Jahr gratulieren", hieß es im Jahre 1783, „und wünschen, daß sich die übrigen so betragen, daß sie ihnen künftig auch gratulieren können." Daß den König ein Neujahrswunsch wirklich freute, kam wohl nicht allzu oft vor. Aber einmal doch. Und das war, als er gerade zu Neujahr erfuhr, daß es seinem schwer erkrankten Kammerdiener Fredersdorff nun wieder besser ging. Worauf er ihm schrieb: „Du hast mir einen guhten Neujahrswunsch gemacht, weillen daß Du Dich besser befindest!" Und diese Freude wog ihm sicher mehr als alle Wunschzeremonien, die er jedes Jahr von neuem über sich ergehen lassen mußte . . .

In den Neujahrswünschen spiegelt sich überhaupt viel vom Charakter, vom Wollen und Sein eines Menschen. „Es soll mir ein gutes Omen sein, daß Sie es sind, an den ich zum erstenmal unter dem neuen Datum schreibe", beginnt ein Neujahrsbrief Schillers an Goethe. „Das Glück sei Ihnen in diesem Jahr ebenso hold als in den zwei letztvergangenen, ich kann Ihnen nichts Besseres wünschen." Aber er will ihm nachstreben, und so fügt er denn bei: „Möchte auch mir die Freude in diesem Jahre beschert sein, das Beste aus meiner Natur in einem Werke zu sublimieren, wie Sie es mit der Ihrigen gethan." — Dagegen Goethe an Schiller: „Viel Glück zum neuen Jahre. Lassen Sie uns dieses zubringen, wie wir das vorige geendet haben, mit wechselseitiger Theilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten *nicht* anfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit *werden*. Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung *und* Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden." — Frau Ajas Glückwünsche, die sie ihrem Sohn nach Weimar sandte, sind immer kurz und bündig gefaßt. Aber jeder Satz kommt ihr goldecht aus dem Herzen. „Tausend Seegenswünsche zum Neuen Jahr! Frohen Sinn — Gesundheit — Häußliche Glückseligkeit — alles was zum Leben und wandel gehört wünscht von Gott und erbittet es vor Euch — Eure treue Großmutter und Mutter Goethe." Wie weltschmerzlich und überspannt klingt dagegen ein Neujahrswunsch von Goethes Schwiegertochter Ottilie an ihren Freund Soret. „Ich wünsche Ihnen mehr Glück in diesem Jahr als ich mir darin erwarte; für mich gibt es kein Glück mehr, das bin ich überzeugt, doch hoffe ich wenigstens immer die Fähigkeit zu behalten, mich an dem Glück meiner Freunde erfreuen zu können."

Ein eigenartiger Reiz liegt über den Neujahrsbriefen, in denen unsere Großen ihren Eltern und Lehrern die kindlichen Glückwünsche darbringen. So schrieb der junge Mozart — unbekümmert um die Rechtschreibung — an seinen Vater: „Ich wünsche ihnen, allerliebster Papa, ein recht glückseeligs Neues jahr, und daß dero mir so werthe gesundheit täglich mehr zunimmt und das zum Nuzen und zur freude Ihrer frau und ihrer Kinder, zum Vergnügen ihrer wahren freunde, und zu troz und verdrus ihrer feinde!" — Wogegen der neunjährige Brahms fehlerlos und wie gestochen an seinen Lehrer schrieb: „Abermal ist ein Jahr dahin, und ich erinnere mich daran, daß Sie mich auch in dem verflossenen Jahre so weit in der Musik gebracht haben. Wie vielen Dank bin ich Ihnen dafür schuldig! Zwar muß ich auch daran denken, daß ich wohl zuweilen Ihren Wünschen nicht folgte, indem ich nicht so übte, wie ich sollte. Ich verspreche Ihnen aber, in diesem Jahre durch Fleiß und Aufmerksamkeit Ihren Wünschen nachzukommen."

Den schönsten Einblick in das Gedankenleben unserer Großen bieten freilich die Wunschbriefe an die Mutter. „Meine liebe, gute Mutter", schreibt der junge Nietzsche, „so möge Dir das neue Jahr ein heiteres Gesicht machen! Und wenn es dabei ein Gesicht zeigt, das von dem des alten Jahres nicht gar zu verschieden ist, so wollen wir alle damit zufrieden sein! Daß das „Glück" eines Tages mit Trommeln und Trompeten erst noch käme, daran glauben wir ja alle nicht mehr . . . Aber ich habe meine Tapferkeit und Männlichkeit in anderen Dingen und muß mich eben durchschlagen, um etwas Ordentliches in meiner Art doch noch, trotz aller bösen Krankheit, zu Stande zu bringen."

Zum Schluß noch einen kernhaften Glückwunsch von Hans Thoma aus „Agathli", seine treue Schwester: „Nun, was wünsche ich Dir denn zum neuen Jahre, Agathli! Glück! Glück! Glück! . . . Ein fröhliches Gemüt, das die Schönheiten der Natur erkennt, dazu viele sonnige Tage und im Frühling viele Blumen und muntere Vögel und Kuckucke, die im Walde schreien . . . alles Gute wünsche ich Dir — Du mir auch, gelt?"

Der Kaktus.

Eine Sylvestergeschichte von Liesbet Dill.

„Ich kann es anfangen, wie ich will", sagte Babo, der Referendar, „ich habe nun mal kein Glück mit Frauen." Die Damen behaupten zwar, das läge an Babo, aber er bestreitet das, denn er beobachtet im Verkehr mit ihnen alle Rücksichten, die in heutiger Zeit eine Frau verlangen kann. Er gehört sogar zu der seltenen Gattung von Männern, die Damen in überfüllten Bahnen ihren Sitzplatz überlassen. Er ist leicht entzündbaren Herzens, aber wenn man Babo eine Braut aussuchte und sie ihm auf dem Präsentierbrett anböte, würde er sie bestimmt ablehnen — denn Babo will sich seine Zukünftige selbst wählen.

Sobald er eine Bekanntschaft gemacht hat, gerät er mit ihr in Streit, meist wegen geringfügiger Dinge, oder es werden Kleinigkeiten zu großen Verbrechen aufgebauscht, so einmal, als er wegen eines Verkehrsunfalls zum Stelldichein eine halbe Stunde zu spät kam . . . da war die Dame erzürnt fortgegangen und hatte sich nie wieder blicken lassen. Babo tröstete sich, daß solche übelnehmerischen Frauen in der Ehe sehr [illegible] und er haßt alles, was unbequem ist.

Nun war er zur Sylvesterfeier aufs Land eingeladen. Babo lebte das ganze Jahr in einer Mietskaserne an der verkehrsreichsten Geschäftsstraße, und er freute sich wie ein Kind darauf, einmal wieder Schlitten zu fahren und Schlittschuh zu laufen. Er packte seine dicksten wollenen Sachen ein, ferner die Schlittschuhe und einen neuen Rodelschlitten und fuhr fröhlich aufs Land. Die reizende Erni war auch eingeladen, sie kannten einander schon, und er hatte sich im Sommer heftig in sie verliebt. Nun rodelten sie zusammen von früh bis spät. Er rettete sie aus den Schneelöchern, und er schnallte ihr die Schlittschuhe an. Erni ließ sich gern verwöhnen, und es wäre beinahe „dazu gekommen", aber — der Kaktus kam dazwischen . . .

Zu Sylvester wurden die jungen Leute auf das Nachbargut zum Tee eingeladen. Sie fuhren mit dem kleinen Schlitten hinaus, Erni lenkte die Pferde, sie tat das leidenschaftlich gern, und Babo thronte auf dem Kutschersitz hinter ihr, die Füße in schwarzen Fellschuhen. So sausten sie dahin . . .

Auf dem Gut mußten sie die Kakteenzucht der Hausherrin bewundern. Sie hatte deren sechzig, Feigenkakteen und Rutenkakteen, Melonendisteln und Igeldisteln mit dicken Dornenwarzen.

Erni war entzückt. Aber Babo, der Kakteen nicht leiden konnte, fand diese stachligen Pflanzen, die so langsam wachsen und sich jahrelang besinnen, bis sie gnädigst eine Blüte hervorbringen, gar nicht schön, und er sagte das der Gastgeberin.

Babo spricht immer die Wahrheit, er hat sich dadurch schon viele Ungelegenheiten gemacht, besonders bei Damen, die keine Wahrheit verlangen. Die Hausherrin behandelte Babo darauf sehr viel kühler, und Erni betonte, mit einem Seitenblick auf ihren Begleiter: „Ich schwärme für Kakteen."

„Da haben Sie eine", sagte die Dame und gab Erni eine Igeldistel, die so stachlig war, daß man sie nicht anfassen konnte. Erni wickelte sie in ihr Taschentuch und legte das Bündel auf dem Rückweg Babo in den Arm. „Geben Sie nur acht auf meinen Kaktus!" befahl sie.

Und sie fuhren los durch den Schnee. Der Mond leuchtete, die Wälder standen, wie mit Zucker bestreut, Sterne funkelten am Himmel. Es war wie ein Märchen.

Babo träumte davon, was er heute abend beim Bleigießen Erni sagen würde und was sie ihm wohl antworten könnte — — als ihre Stimme ihn plötzlich diesen Träumereien entriß . . .

„Bitte, geben Sie mir mal rasch mein Taschentuch!" bat sie. Sie hatte die Zügel in den Händen, und die Pferde trabten flott über den glatten Weg. Er griff rasch nach dem Taschentuch und wischte ihr damit über das Gesicht . . .

Aber mit einem Schrei, als ob sie von einer Schlange gebissen sei, fuhr sie zurück. Es gab einen Ruck, die Pferde scheuten, der Schlitten flog um und kippte die beiden in den tiefen Schnee eines Grabens — —

Als sie sich aus dem Schnee gewühlt und ihren Schlitten wieder umgekippt hatten, fragte Babo, die zerrissenen Pferdeleinen in Ordnung bringend: „Was war denn das vorhin mit Ihnen?"

Da stemmte die kleine Erni die Fausthandschuhe in die Seiten und zischte: „Was das war? Was das war? Das fragen Sie noch, Sie boshafter Mensch? Hier — —!" Sie rieb ihre Wangen mit einem Wehlaut. „Das ganze Gesicht haben Sie mir zerkratzt!!"

„Wie, ich?" stammelte der erschreckte Babo.

„Ja, Sie . . . Den Kaktus haben Sie in das Taschentuch gesteckt und mir mit seinen Stacheln das Gesicht abgeputzt. Dafür danke ich Ihnen herzlichst. Nun steigen Sie ein! Ich habe genug von Schlittenfahrten im Mondschein mit Ihnen!"

„Aber", stotterte Babo, „wo war denn der verflixte Kaktus?"

„In meinem Taschentuch!" rief sie zornbebend. „Und mit dem haben Sie mir das Gesicht zerschunden . . . Steigen Sie ein!" wiederholte sie zornig. — —

Es war ein trauriger Sylvesterabend. Bei der Punschbowle wollte gar keine Stimmung aufkommen. Erni erschien nicht bei Tisch, sie behauptete, sie könne sich nicht sehen lassen, sie habe Quetschungen von dem Unfall erlitten.

Die Hausfrau überzeugte sich zwar, daß es keine „Quetschung" war, sondern eine Verwundung an sehr sichtbarer Stelle. „Habt Ihr Euch denn gerauft?" fragte die würdige alte Dame.

„Gerauft nicht", sagte Babo betrübt, „es war ein Kaktus . . ."

„Ein Kaktus? Wieso? Im Schnee wachsen doch keine, hierzulande . . ."

„Im Schnee nicht", sagte Babo, „aber in Taschentüchern."

Er hatte es den Dingern angesehen, daß sie boshaft waren. Und sie wußten, daß er sie nicht leiden konnte, und hatten ihm diesen Streich gespielt. Denn wegen dieses Kaktusabenteuers ist es nichts geworden mit der Verlobung zu Sylvester . . .

Wenn Babo Geburtstag hat und er seine Freunde dazu einlädt, sagt er jedesmal am Tag vorher: „Ich bitte mir aus, daß jeder von Euch etwas mitbringt, aber von Kakteen müßt Ihr absehen, die kann ich nicht ausstehen, die boshaften Dinger — —"



Bunte Chronik



Eine Frau gähnt seit 12 Wochen.

Eine Frau Wakelin in Victoria (Britisch-Columbien) ist von einer bisher völlig unbekannten, merkwürdigen Krankheit befallen worden: sie muß ununterbrochen gähnen. Die Frau gähnt bereits seit genau 85 Tagen, und erst ganz allmählich scheint die merkwürdige Krankheit zurückzugehen. Augenblicklich befassen sich die berühmtesten Ärzte mit dem Phänomen der Gähnkrankheit, die durch einen Witz ausgelöst worden ist. Der Gatte der Frau Wakelin hatte nämlich einen recht drastischen Scherz gemacht. Darüber mußte seine Frau so übermäßig lachen, daß sich eine Störung in ihrem Nervensystem einstellte — sie mußte immerfort gähnen, oft bis zu dreißigmal in der Minute. Die unglückliche Frau fand schließlich keinen Schlaf mehr, ihr körperliches Befinden verschlechterte sich zusehends, und man mußte sie in ein Krankenhaus bringen. Hier wurde die Patientin wochenlang mit Sauerstoff, mit X-Strahlen, Einspritzungen, Beruhigungsmitteln usw. behandelt. Allmählich litt sie dann noch unter der Zwangsvorstellung, daß sie lebendig begraben sei. Erst in der letzten Zeit scheint eine geringe Besserung im Befinden der Frau eingetreten zu sein, die Gähnkrämpfe setzen wenigstens zeitweise für eine halbe Stunde aus. Heiße Getränke wie Milch, Tee, Kaffee bringen der Patientin noch am meisten Erleichterung.



Lustige Ecke





„Was bringst du da an, Peter?"

„Die Anzüge, die ich mitnehmen muß!"

„Das hat keinen Zweck, Peter, sämtliche Koffer sind knackend voll!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.